Holocaust: Täter

Kapitel 3: Schuldig geboren

**Anna, 39: Die Anständige**

Mein Leben könnte ich mit ein paar Sätzen beschreiben. Geboren 1947 in München. Aufgewachsen in München. Zur Schule gegangen in München. Ausbildung zur Krankenschwester. Mit 28 geheiratet. Heute zu Hause. Mutter von zwei Kindern. Mein Mann arbeitet in einer Bank. Er kümmert sich um uns. Ich um den Haushalt. Es geht uns gut.

Alles andere ist nicht so leicht zu erzählen. Zusammenfassen könnte man es etwa so. Mit dreizehn erfuhr ich, dass mein Vater im Gegensatz zu den Erzählungen meiner Mutter während des Krieges nicht an der Front, sondern in einem Konzentrationslager gearbeitet hatte. Dass meine Mutter nicht, wie sie immer erzählte, zu Hause gesessen und auf Nachricht von dem gegen unsere Feinde kämpfenden Ehemann gewartet hat. Mein Vater kam jeden Abend nach Hause. Wie aus dem Büro. Setzte sich an den Tisch und ass seine Suppe, die die Mutter dem hart und schwer arbeitenden Mann zubereitet hatte. Er tat seine Arbeit, sie tat die ihre.

Als ich zwölf Jahre alt war, ich weiss es noch ganz genau, es war 1959, kam ein Brief zu uns nach Hause, der alles, aber auch wirklich alles veränderte. Aber auch wieder alles beim alten beliess. Ich weiss, das klingt widersprüchlich, aber das war es auch. So wichtig und auch schwerwiegend diese Erlebnisse waren, so wenig hat sich im Grunde genommen danach verändert.

Mein Vater wurde damals angezeigt. Von ehemaligen Häftlingen. Sie können sich nicht vorstellen, wie das damals in unserer Familie war. Sie mit ihrer Vergangenheit werden sich das nie vorstellen können. Mein Vater war damals bei der Polizei. Schon kurz nach dem Krieg bekam er diese. Stelle. Er hatte seine Arbeit, es ging uns ganz gut, und wir waren eine stinknormale Familie. Vielleicht waren wir sogar glücklich, ich weiss es nicht. Zumindest kann ich mich nicht erinnern, ein besonders unglückliches Kind gewesen zu sein. Aber Faschismus? Nazizeit? Judenverfolgung? Der ganze Kram war kein Thema bei uns zu Hause.

«Der Vater hat an der Front gekämpft wie alle anderen Männer auch» waren immer die Worte meiner Mutter. Und ich solle ihn nicht danach fragen, weil ihn das zu sehr aufregen würde. Und ich fragte auch nichts. Warum sollte ich auch? Krieg? Das war lange vor meiner Zeit. Es gab zwar noch die zerstörten Häuser überall in der Stadt, aber alles andere waren Erzählungen, Erlebnisse anderer, nicht meine.

Doch dann dieser Brief. Ich kann mich nicht erinnern, war er von einer Behörde, von einem Anwalt, ich hab' keine Ahnung. Ich hab' ihn auch nie gelesen. Eines Abends, es war ein paar Tage nach diesem Brief, war mein Vater nicht zu Hause. Ich sass mit meiner Mutter in der Küche, und wir assen unser Abendbrot. Ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Seit Tagen wurde kaum noch mit mir gesprochen. Vater und Mutter machten ernste Gesichter, Mutter hatte sogar oft Tränen in den Augen. Heute noch wundere ich mich über mich selbst, dass ich nicht eine Frage stellte. Ich sah alles, hörte alles, machte mir keine Gedanken, lebte mein kleines Leben als Schulmädchen und dachte mir, Mutter wird mir schon erzählen, wenn es mich angeht. Natürlich hatte ich kapiert, dass etwas geschehen war. Vater telefonierte ständig, ging nicht mehr zur Arbeit. Jeden Abend kamen Männer mit wichtigen Mappen unterm Arm. Doch das einzige, was mich damals aufregte, war der Umstand, dass diese Männer immer im Wohnzimmer ihre Besprechungen abhielten, wodurch es für mich nicht mehr möglich war, fernzusehen.

Nun sass ich also mit Mutter in der Küche und löffelte lustlos meine Suppe. Als sie endlich ihren Kopf hob, mich ansah und sagte: «Anna, du bist jetzt erwachsen genug, ich muss mit dir reden.» Ich legte meinen Löffel weg, sah sie an, hörte ihr zu und verstand kein Wort. Fast lächerlich kam sie mir damals vor, und auch heute noch hab' ich diese Situation eher kurios in Erinnerung. Meine Mutter war zum ersten Mal richtig unsicher mir gegenüber. Es war ein aufgeregtes, hysterisches Gestammel. Ein von Schluchzen unterbrochenes Durcheinandergerede, das immer wieder in dem Satz endete: «Wann Immer dich jemand über Vater fragt, du weisst von nichts. Und wenn sie dich fragen, was deine Eltern über den Krieg erzählt haben, dann sagst du nichts. Hast du mich verstanden? Ganz egal, wer immer dich fragt, nichts weisst du!» Dann versuchte sie, mir etwas zu erklären, sprach von Irrtümern, von Verleumdungen, von bösen Menschen, die uns unseren Vater wegnehmen wollen. Ich verstand überhaupt nichts. Und da ich nicht gewohnt war, Fragen zu stellen und schon gar nicht etwas in Frage zu stellen, gab ich mich zufrieden mit der Aufforderung, nichts zu sagen. Was hätte ich schon sagen können?

Meine Mutter hatte damals unheimliche Angst. So seh' ich das zumindest heute. Angst sogar vor mir, vor der Polizei, vor dem Prozess, vor den Nachbarn und wahrscheinlich auch vor den Überlebenden.

Unser Leben wurde damals immer unruhiger. Jeden Abend waren ein paar Männer da. Sie sassen zusammen mit Vater, Mutter sass meist weinend in der Küche und brachte ab und zu Bier oder Kaffee. Mein Vater war nicht mehr ansprechbar für mich. Er ging nicht mehr zur Arbeit, war den ganzen Tag zu Hause, redete kaum noch. Ich ging ihm aus dem Weg, mied den Kontakt zu ihm und – so komisch das auch klingen mag­ – begann, ganz langsam mich ein wenig von den Eltern zu lö­sen.

Ein ganzes Jahr ging das so. Dann geschah das nächste dramatische Ereignis. Ich war inzwischen dreizehn und ein klein wenig erwachsen. Bei oft lächerlichen Dingen, die mir jedoch damals als sehr wichtig erschienen, begann ich, Widerstand zu leisten. Und wenn ich mich nur weigerte, das anzuziehen, was mir meine Mutter vorbereitete, oder manchmal am Nachmittag mit einer Freundin noch spazierenging. Alles Dinge, die meinen Kindern heute selbstverständlich sind.

Eines Nachmittags, es war kurz vor den Sommerferien, mein Eltern waren seit Tagen noch nervöser als sonst, läutete das Telefon. Meine Mutter sass ganz in der Nähe und schien auf den Anruf gewartet zu haben. Sie nahm den Hörer ab und ausser einem »Ja, ja«, immer lauter werdend, sagte sie nichts. Dann. ragte sie auf, hatte Tränen in den Augen, ging auf mich zu, umarmte mich und sagte: «Jetzt ist alles wieder gut. Sie konnten deinem Vater nicht weh tun. Alles ist jetzt wieder gut.»

Nun kam diese Frage von mir. Die erste wirkliche Frage in meinem Leben an meine Mutter. Lachen Sie mich aus, wundern Sie sich, halten Sie mich meinetwegen für ein beschränktes, unterentwickeltes, spät gereiftes Kind, aber ich fragte damals zum ersten Mal: «Mutter, was ist wieder gut?» Und meine Mutter antwortete: «Dein Vater ist freigesprochen worden, er ist unschuldig. Er war immer unschuldig.»

Und als hätte dieser Anruf und die Reaktion meiner Mutter mich in ein neues Lebensalter gestossen, fragte ich nervös und gereizt, wieso er denn freigesprochen worden sei, was er denn angestellt habe, wer ihn denn verklagt habe, warum man ihn denn verklagt habe? Nicht enden wollten meine Fragen.

Ich brauch nicht zu erzählen, dass nichts von meiner Mutter kam. Sie redete herum, Wörter fielen, die ich kannte: Unverschämtheit, Verleugnung, Behördenterror und – erschrecken Sie nicht – die Juden. Aber zum ersten Mal fiel dieses Wort.

Nie zuvor hatten meine Eltern über Juden gesprochen, dieses Wort schien nicht zu existieren.

Von diesem Zeitpunkt an war es aus mit meiner Naivität und kindlicher Blödheit. In mir wuchs das Misstrauen. Ich hatte zum ersten Mal den Verdacht, dass man mir etwas vorenthielt.

Vater kam eine Stunde später nach Hause und war bereits leicht angetrunken. Mit ihm kamen etliche Männer und Frauen mit roten Gesichtern, laut lachend, und jeder umarmte mich, küsste mich. Mir ekelte vor ihnen. Dann wurde Bier geholt in ganzen Fässern. Sie feierten seinen Freispruch. Das ist so schrecklich, wenn ich heute daran denke. Ich fühle mich nicht imstande, ihn zu beurteilen oder gar zu verurteilen. Ich will hier nicht darüber sprechen, was er während des Krieges getan hat; vielleicht hat man ihm gedroht, vielleicht unter Druck gesetzt. Wer weiss, was ich getan hätte damals. Aber später, warum feiern. Warum sich gebärden, als wenn die lokale Fussballmannschaft gewonnen hätte? Ohne Übertreibung war dies der schlimmste Abend meines Lebens. Und noch schlimmer sind meine Erinnerungen heute, nachdem ich weiss, warum mein Vater angeklagt war.

Nach ein paar Tagen begann wieder der Alltag. Mein Vater ging wieder in den Dienst. Meine Mutter machte sauber, kochte und ging einkaufen. Und ich ging weiter in die Schule. Aber in mir entstand eine unendliche Lust, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Aus meinen Eltern war nichts rauszubekommen. Und die Bemerkungen und Hinweise, oft zynische, kurz hingeworfene Sätze von Nachbarn, Mitschülern und auch Lehrern, verstand ich einfach nicht – dass mein Vater jedoch ein ganz normaler Soldat im Krieg gewesen war wie alle anderen, war so selbstverständlich wie unverrückbar. Zwei Wochen später wusste ich es besser.

Aber was ist denn das wichtigste Ereignis im Leben eines Menschen? Also meines war sicher nicht die Entdeckung, dass mein Vater Leiter einer Wachmannschaft in einem KZ und des Mordes angeklagt worden war. Eines Tages wusste ich es; na und? Glauben Sie, dass sich dadurch etwas ändert? Sollte ich von zu Hause weglaufen? Oder eine private Anklageschrift verfassen gegen eine Mutter und einen Vater, die ihre Tochter jahrelang angelogen hatten? Sie haben mir zu Essen gegeben, mich im Winter warm gekleidet und zu Weihnachten gab's einen Baum und Geschenke. Mach' ich mehr für meine Kinder? Der Vater ein Mörder, wie das klingt. Mein Leben verlief nicht so aufregend wie ein Roman von Dostojewski. Dazu war ich mit den falschen Helden zusammen.

[...]

Aber rnissverstehen Sie mich nicht. Nicht die Verachtung, nicht die Empörung ist hier das beherrschende Gefühl. Es ist die Gleichgültigkeit. Die Familie starb langsam. Zuerst die Grosseltern, die sicher alles gewusst haben und mir nie etwas erzählten. Vor zwei Jahren starb mein Vater. Er war lange krank gewesen. Ein ganzes Jahr lag er im Krankenhaus. Die letzten Monate sogar dort, wo ich arbeitete. Ich sah ihn damals fast täglich. Doch bis zu seiner letzten Stunde blieb er verschlossen, und kein neues Wort kam über seine Lippen. Er wiederholte die Sätze, wann immer ich versuchte, Neues von ihm zu erfahren. Eine Zeitlang dachte ich, es wäre nun einfacher, weil die Mutter nicht dabei war. Aber es war hoffnungslos. Er wurde zwar etwas weicher, sprach oft davon, wie sinnlos der Krieg gewesen sei, dass er ihm die Jugend gestohlen habe und dass ich es heute ohne Krieg viel besser habe. Er sei kein fanatischer Nazi gewesen, sondern nur die plötzliche Chance habe er ergriffen zu Aufstieg, mehr Gehalt. Der Rest war Pflicht. Manchmal im Fieber sprach er von Kollegen, Kameraden, wie er sie nannte, die sich wie Schweine benommen hätten. Aber jede Frage von mir, wieso und wo und was sie getan hätten – es war sinnlos. Nur ausweichende Antworten.

Als er starb, waren meine Mutter und ich bei ihm. Mir fiel dabei zum ersten Mal das Wort krepieren ein. Ja, er krepierte. Ich war das Sterben von Kranken gewöhnt. Jeden Tag sah ich einen oder zwei. Aber manche Patienten krepieren, sterben kümmerlich, so wie sie gelebt haben. Mein Vater starb so. Meine Mutter sass neben ihm und weinte. Ich versuchte weder, sie zu trösten, noch tat mir mein Vater leid.

Aber je älter ich werde, desto öfter kommen mir Gedanken, ob wir, mein Mann und ich, wirklich so viel anders sind. Und immer wieder die Gedanken, wie hätten wir damals gehandelt? Sagen wir, mein Mann käme heute nach Hause und sagt, er habe die Chance, sein Gehalt zu verdoppeln, würde vielleicht in ein paar Jahren ein grosser Chef werden, müsse jedoch eine Zeitlang in der Verwaltung eines Gefangenenlagers arbeiten. Die Menschen dort seien sowieso nur Dreck, und damit würde er noch eine sinnvolle Tätigkeit haben. Hätte ich Bedenken? Oder würde ich sagen, er müsse tun, was er für gut halte? Würde ich hinterfragen, was er dort wirklich täte, oder so tun, als ginge es mich nichts an? Diese Gedanken sind es, die mich nicht in Ruhe lassen. Können innerhalb einer Generation aus Wölfen Schafe werden? Es sind doch die gleichen Familien, die gleichen Eltern, Grosseltern, Lehrer, Priester.

Ich lebe heute nur noch für meine Familie. Ich liebe meine zwei Töchter, eine ist acht, die andere zehn. Es sind die ersten Menschen, die ich wirklich liebe.

Sichrovsky Peter: Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln 1987.27-39 (gekürzt)